

Ein schweres Gewitter entlud sich über der nördlichen Stadt Ostpreußen. Es war von so anhaltenden Regengüssen begleitet, daß die Straßen überflutet und die Wege außerhalb der Stadt unpassierbar geworden waren.

In das kleine Thürmwärterhäuschen am Leuchtturm hatte sich eine Gesellschaft junger Leute, die die Nacht zugebracht hatten, den warmen Abend zu einem Spaziergange durch den Wald zu benutzen, gesammelt. An ein Heimgeschrei war bei dieser Finsternis und bei diesem Regen nicht zu denken. Deshalb ergaben sich Alle in ihr Schicksal und fragten den diensthabenden Thürmwärter, ob er sie wohl die Nacht hindurch beherbergen und ihnen ab und zu ein Glas heißen Grog geben könnte. Nachdem sie auf diese Frage eine betrieblige Antwort erhalten hatten, suchten sie sich die Zeit damit zu vertreiben, daß sie einander Witze und Anekdoten erzählten, aus denen freilich mehr Gaietyhumor als echter Humor hervorklang. „Kann Niemand von Euch eine Seegeschichte zum Besten geben?“ fragte einer der Gesellschaft. „Sie würde in unserer Lage die geeignetste Unterhaltung sein. Hört man die See doch augenblicklich lauter tönen, als den prächtigen Regen.“ Zu allgemeinem Behagen war Niemand im Stande, den Wunsch des Fragers zu erfüllen.

Gleichzeitig mit den jungen Leuten war ein hochgewachsener, kräftiger Mann mit hellblondem Vollbarte in das Zimmer, dessen niedrige Decke er fast mit dem Kopfe berührte, getreten. Er hatte sich abseits an einen kleinen Tisch gesetzt und schweigend ein Glas Grog getrunken. Als er aus dem kleinen Kreis seiner Schicksalsgefährten das Verlangen nach einer Seegeschichte laut werden hörte, überlegte ein wenig, sein schüchternes, männliches Gesicht. „Wenn es den Herren recht ist, will ich Ihnen eine Seegeschichte erzählen“, sagte er, „die einzige aus meiner Erfahrung, die des Erzählens wertig ist.“ Mit schüchternem Lächeln wurden seine Worte begrüßt. Man hat den Fremden — er war offenbar ein Fremder; in einer kleinen Stadt kennen die Einheimischen einander — seinen Platz zu verlassen und sich den Jünglingen, die alle den besten Ständen angehörten, anschließen, zu gesellen. Er gehörte der Aufforderung, und nachdem der Thürmwart die Wälder auf's Neue gefüllt hatte, begann der Fremde:

„Man pflegt zu sagen, daß sich die Seegeschichten von den Jagd- und Kriegserzählungen nur dadurch unterscheiden, daß diese erlogen und jene nicht wahr sind. Auch soll man Randbemerkungen keine wahren Seegeschichten erzählen, denn nur die erlogenen sind ihnen interessanter. Trotzdem will ich Ihnen, meine Herren, eine Seegeschichte zum Besten geben, an der Alles wahr ist und die Ihnen vielleicht doch allmählich ein wenig Interesse abnötigt.“

„Im Winter 1832 trennte die Memeler Barke Marie, mit Holz beladen, bei Nordwestfluten im Kattgat nordwärts auf. Das Feuer von Warstrand, der Bodeinsel von Gohlsburg — Karl X. errichtete daselbst eine Granitstele als ein Denkmal gegen Norwegen, die noch jetzt steht und auf ihren Basen das Leuchfeuer trägt — war eben aus Sicht gegangen. Der schwere Seegang aus dem Lagerort stieß sie ein. Das Schiff trieb treibend in die See und lag sehr nahe Lee geneigt. Es war Nacht um zwölf. Die Wache an Deck wurde abgelöst und dann folgte mit „alle Mann“ das Jot- und Großsegel gereift werden. Die See schlug sprühend von Luwert über die Decke; der Schnee jagte über das Schiff und setzte sich überall fest, jede Stelle an Deck und in der Kabelaue glatt und schlüpfrig für Hand und Fuß machend. Doch der Offiziermann ist an dergleichen gewöhnt. Um gelegentlicher zu sein, wirt er das Deutzug ab, und in wenigen Minuten ist das von der Käse schwere Großsegel gereift. Die Masten sind ausgerollt und wie Raben klattern Watrosen und Jungen nach oben, um das Segel aufzuziehen, d. h. einen Theil an die Raue zu binden, um es zu verkleinern. Schon schien dem Steuermann, der unten das nöthige Tauerwerk klar legte, die Arbeit beendet, als oben ein Schrei erscholl, dann jenes Rascheln und Reiben sich hören ließ, das ein an Tauerwerk und Ketten entlang gleitender schwerer Körper verursacht. Hierauf gab es einen dumpfen Fall. Auf dem weißen Schnee, zwischen der Stapelbahn und der Winde, lag der streife der fernen Schiffsjungen an Bord. Er war ausgeglichen und von oben herabgefallen.

Wenige Minuten später lag der Junge halb entleert auf einer Matrake in der Kajüte. Langsam lehrte ihm die Besinnung zurück, zur großen Erleichterung des Kapitäns und des Steuermanns, die sich bemühten, ihm das Blut vom Gesicht zu waschen und die Glieder des Knaben auf Knochenbrüche zu untersuchen. Es stellte sich heraus, daß — außer einigen Wunden am Kopfe und einer am Unterleibe, die nicht gefährlich schienen — der linke Unterarm und der rechte Oberarm gebrochen waren. Der Kapitän beschloß, den Jungen, wenn irgend möglich, zu landen, nachdem man ihn, so gut es sich machen ließ, verbunden hatte. „Der Wind ging bis zum Morgen wehlich, und man erreichte gegen Abend Utklippen und einen Lootsenkutter von Arendal, der den Jungen an Bord nahm, um ihn an andere Morgen in's Hospital zu liefern. Schmer wurde dem Knaben der Abschied vom Schiffe, und schwer dem Schiffsteuener den Abschied von ihm. Jeder wollte dem armen Jungen noch etwas Gutes thun. Mancherlei Trostworte und gute Wünsche wurden ihm von

Der Sonntagsgast.

allen Seiten mitgegeben, die zwar rauh klangen — denn rauh ist der Seemann nicht einmal — aber doch von herzlicher Theilnahme zeigten. Dieser Brief ist sofort an den Lootsenkommandeur abzugeben“, sagte der Kapitän zum Oberlooten. „Und nun farowell, mein Junge! Halt Dich brav! Es wird Alles wieder gut. Seyt ab den Ruder! — los die Trefe, brach hinten voll! Auf das Ruder!“ erscholl das Kommando. Langsam bogte die „Marie“ an den Wind, während der Ruder vor dem Winde, den wogenumsäumten Klippen von Utklippena zuhob.

Zwei Stunden später landeten die Lootsen bei Marø, der Lootsenstation von Arendal. Als der Oberloote dem Lootsenkommandeur den Brief übergab mit seinem mündlichen Berichte dazu von dem verschlagenen Schiffsjungen des Memeler Schiffes Marie, der im Ruder liegt, um nach Arendal in's Hospital gebracht zu werden und ein so blässer, geduldiger Junge sei, da sah die Frau des Lootsenkommandeurs ihren Gatten mit einem sprechenden Blicke an. Sie hatte ihren einzigen Sohn zur See verloren und dieser Schmerz wurde bei jedem Anlaß auf's Neue in ihr lebendig. Der Kommandeur verstand den Blick, der aus dem Herzen kam. „Nun, so sich selber“, sagte er, „reichte seiner Frau die Hand und schritt mit ihr über die Planke, welche den Ruder mit dem Lande verbindet. Die Dämmerung war herein gebrochen. Am dunkeln Ufer sahen sie den kleinen Kajüte hinab, in der mit Decken, Kissen und Kleiderstücken festgestaut, der Kranke lag. Die kleine Lampe erleuchtete den Raum genügend, um das blaße Gesicht sehen zu lassen, das ergreifend von seiner rauhen Umgebung abhob. „Wie heißt Du, armes Kind?“ fragte die Frau in gedehntem Deutsch, „wo wohnen Deine Eltern?“ Seine Augen, die sich bei ihren freundschaftlichen Worten erschließen, füllten sich mit Thränen. „Beide lange todt.“ „Ja, sie waren vor langen Jahren gestorben, als er noch ganz klein war, und dieses waren die ersten Thränen, die er sich bewußt war, um seine Eltern zu weinen. Seine körperliche Hilfslosigkeit ließ ihn pöthlich sein Wissen um schwer fühlen. Auch die Augen der Dame waren feucht geworden. Sie drückte ihres Mannes Hand und schaute ihm bittend in's Gesicht. „Ich habe ja den Brief des Kapitäns der „Marie“ noch nicht gelesen“, sagte er ausweichend und wandte sich an einen Lootsen. „Halten Sie die Lampe hoch!“ Bei ihrem Scheine begann er, das Schreiben zu lesen, und sich gleich nach den ersten Worten zu unterbrechen. „Wie? Du heißt Robert Kräger?“ rief er in ziemlich gutem Deutsch dem Kranken zu. „Ja.“ „Dein Vater hieß Friedrich Bernhard Kräger und fuhr die Selma?“ „Ja.“ „Deine Mutter war eine geborene Bender?“ „Ja.“ „Und Reber Bender in Memel ist Dein Onkel?“ „Ja.“ „Marokke“, sagte der Kommandeur gerührt zu seiner Frau, „welch ein seltener Zufall! Der Junge ist auf See geboren — ich war mit dem Vater befreundet und habe in Capstadt bei diesem Schlingel Pathe gefunden.“ Sie legte ihren Arm in den ihres Gatten. „Nicht wahr“, flüsterte sie, „wir lassen ihn nicht in's Hospital ziehen, wir behalten ihn bei uns und pflegen ihn, bis er gesund ist?“ Er nickte ihr freundschaftlich zu und sagte dann, sich dem Lootsen zuwenden: „Nach Arendal braucht Ihr nicht herauf zu fahren. Dagegen sollen vier Mann in meiner Jolle zu Dr. Laften hin: er möchte schon mit Verbandzeug kommen. Schildert ihm, was dem Jungen fehlt. Aber macht schnell! Mein Junge“, jetzt richtete er an Robert das Wort, „Du bleibst bei uns in Pflege. Dein Vater war mein guter Freund. Ich bin Dein Pathe. Leute, hebt den Jungen auf Deck, aber vorsichtig! So, jetzt legt ihn der Länge nach in die Decke und tragt ihn in einer Hängematte in mein Comptoir. Schafft seine Sachen auch dorthin!“

„Mittlerweile hatte die Frau Kommandeur in einem, an das Comptoir ihres Gatten grenzenden kleinen Zimmer ein Bett aufstellen und herrichten lassen. Die Thüren zum Comptoir fanden offen, das mit dessen Wärme in den kleinen daransitzenden Raum hinüber zöge. Absichtlich war dies Zimmer als Aufsenhalt für den Kranken von der Dame gewählt worden; das Comptoir wurde Tag und Nacht geöffnet, auch befand sich beständig eine Wache daselbst. Die Wohnräume der Familie des Kommandeurs grenzten an dieses Zimmer. Bald nachdem die Lootsen den Knaben auf ihren großen Händen herein gebracht, ihn dann entleidet und auf's Bett gelegt hatten, erschien der Arzt. Er stellte fest, daß in der That der linke Unterarm und der rechte Oberarm gebrochen waren. Die kleineren Kopfswunden hatten nichts auf sich. Die Schienen wurden vorgenommen; Robert ließ Alles, was der Arzt für notwendig hielt, an sich vollziehen. Neben dem Bette lag die Frau Kommandeur. Ein kleiner, achtjähriger Knabenkopf, ihr einziges Töchterlein, schmiegte sich an sie und

sah mit mitleidvollen Augen auf den neuen Bruder, wie die Mutter ihn bezeichnet hatte. „Nun wollen wir ihn allein lassen, liebes Kind“, sagte die Letztere, „denn kein Kind auf ihn geben und weiden, wenn er etwas wünschen sollte. Morgen früh verlasse, ob Du mit ihm sprechen und ihm eine gute, freundschaftliche, kleine Schwester sein kannst. Der arme Junge hat weder Eltern noch Geschwister und wird 3 bis 4 Monate krank sein.“ Als der Kommandeur später mit seiner Familie sein Abendbrod einnahm, erzählte er seiner Gattin Alles, was er über Roberts Vater wußte. Die Seefreundschaft, die auf gegenseitiges Wohlgefallen schnell im Auslande geschlossen wird, hatte beide miteinander verbunden und bis zum Tode Krägers nicht aufgehört. Der Kommandeur war in früheren Jahren häufig als Kapitän nach Memel gekommen und zu den Verwandten seines Freundes in nähere Beziehungen getreten; oft hatte er ihre Gastfreundschaft genossen. Seelente schloffen sich Freundschaft; sind sie ja doch nur kurze Zeit beisammen. Warum sich da durch Stiefheit das Leben erschweren? Je schneller man sich nahe tritt, desto mehr hat man von einander, und da man sich bald wieder trennt, so ist die Gefahr nicht groß, dabei eine gewisse plumpe Vertraulichkeit zum Freibeit für Großheiten ausarten könnte. Dazu kommt, daß sie oft einander lange per Anonime kennen und einlam in der Fremde als Fremde auf einander angewiesen sind. Dies man dann später in den Schiffsbereichen: „Schiff so und so, Kapitän so und so verschollen“ oder dergleichen, so macht man in seinem Seeherzen ein Kreuz und damit hat die Freundschaft ihr Ende gefunden.

Roberts langes Krankenlager war durch die liebevollste Pflege der Frau Kommandeur und durch die gescheuete Freundschaft der kleinen Ingeborg erleichtert und verkürzt. Das Kind lehrte den kranken Bruder norwegisch lesen und schreiben, und sah es, daß er große Schmerzen hatte, so lächelte es ihn unter Thränen und sprach ihm Trost zu. Bald hatten beide sich so aneinander gewöhnt, als hätten sie stets zusammen gehört. Nachdem der Knabe genesen war und in einem schmalen ständnawischen Sommer seine volle Kraft wiedergewonnen hatte, so daß er sich wieder auf die See hinauswagen konnte, war der Abschied sowohl von seiner, als auch von Ingeborgs Seite ein sehr schmerzlicher. Auf Seefahrten hat man nicht viel Zeit zum Briefschreiben, namentlich nicht, solange man einer der Jüngsten auf dem Schiffe ist. Auch Robert konnte seiner kleinen Freundin sein Gedenten nicht durch Lebenszeichen beweisen. Er verlegte das kleine Mädchen und dessen Eltern nie, in welchem Welttheile er sich auch befand — überall dachte er mit Dankbarkeit an die, die ihn Gutes erwiesen hatten.

Einmal, nach Jahren, schickte er von New York aus eine Bibel mit Doris'igen Bildern in verkleinerten Karten an Ingeborg. Er bildete sich ein, ja, mit 16 Jahren, müßte das junge Mädchen konfirmirt werden; daher fandte er ihr diese Geschenke. Ein kurzer Brief begleitete es. Er enthielt die Mitteilung, daß Robert in Hamburg das Steuer-mannerramen abgelegt und in etwa zwei bis drei Jahren Kapitän zu sein hoffe. Ingeborg war zur Zeit ihrer Freundschaft mit Robert noch zu sehr Kind gewesen, um nach so langer Trennung dem Jugendfreunde eine lebhafteste Erinnerung bewahrt zu haben. Vergebens suchte sie in dem, dem Briefe beigefügten Bilde nach einem Zuge in dem kraftvollen, männlichen Gesichte, der sie an den kranken „Bruder“ mahnen konnte. Trozdem freute sie sich aber das Geschehen und sah es an den Vater gerichtete Schreiben herzlich. Die jungen Mädchen an den Küsten Norwegens bleiben lange Kind. Darum hielten der Lootsenkommandeur und seine Frau — so schwer ihnen die Trennung von ihrer einzigen Tochter sei — es für gerathen, die Letztere eine Zeitlang aus dem Elternhause fortzugeben und sie in fremden Verhältnissen sich selbstständig entwickeln zu lassen.

Der Erzähler machte eine Pause. „Ich muß Sie um Verzeihung bitten, meine Herren“, sagte er dann. „Eine Seegeschichte habe ich Ihnen versprochen — zum Schluß spielt dieselbe sich aber auf dem Lande ab. Die siebzehnjährige Ingeborg wurde in das Haus ihres Onkels, der norwegische Konsul in Memel war, geschickt. Das schöne Mädchen erregte in der kleinen Stadt Aufsehen und wurde auf Bällen und in Gesellschaften über alle Wege gefeiert. Sie lernte Roberts Verwandte, die in angesehener Stellung in Memel lebten, kennen, und da sie oft Roberts Erwähnung thun hörte, so erwachte unwillkürlich in ihrer Brust wieder das Interesse an ihm. Es berührte sie angenehm, zu vernehmen, daß er zum Winter in seiner Heimat erwartete würde, um daselbst die Kapitänswürde zu bezeugen.“

„Eines Abends bemähten zwei armer Kinder sich, einen Schlitzen mit Abfallholzstücken an der Ecke der Lindenallee

den erhöhten Seitenweg hinaufzuziehen. Bergedens; die Schlitzenstufen graben sich tief in die Erde und stieren da fest, so daß die Kleinen schließlich weinend von ihrer Bemühung abließen. Eine Schar junger Mädchen und junger Männer kommt eben vom Esktorso zurück und bleibt plaudernd und lachend in der Allee stehen, um sich zu einander zu verabschieden. Man bemerkt die Roth der Kinder und zwei Herren versuchen alsbald, ihnen Hilfe zu leisten. Aber auch sie sind nicht im Stande, den angefrorenen Schlitzen von der Stelle zu rücken. Eben geht ein junger Mann, dessen festen Bewegungen man auf den ersten Blick den Seemann ansehnt, vorüber. Rasch entschlossen legt er Hand an den Schlitzen, zieht ihn mit einem kraftvollen Rucke in die Höhe und will — die jungen Mädchen mit einem schätzlichen Blicke streifend — weiter eilen, als er auf norwegische Worte hört: „Den Zug erlern' ich lobend an. Nicht Fröhlich der Karte hat's besser geübt.“

Robert — denn er war der Seemann — erwiderte lachend: „Danke, schöne Ingeborg!“ und ging seines Weges weiter. Nun starrt Alles auf die junge Norwegerin mit Fragen ein, wer der Fremde sei und woher er ihren Namen wisse. Aber Ingeborg konnte die allgemeine Reugier nicht befriedigen; sie kannte den jungen Mann nicht und „Ingeborg“ hatte er sie genannt, weil sie ihn „Frühling“ angedeutet hatte. Lange jedoch währte es nicht, da begegneten sie einander im Hause ihres Onkels. Neun Jahre waren seit ihrer Trennung vergangen, aber doch war es beiden bei den ersten Worten, als hätten sie sich nie aus den Augen verloren und immer zu einander gehört. Bald lag sie aus seinen Blicken, wie sehr er sie liebte, und es setzte sie daher nicht zu sehr in Erstaunen, als er nach bestandnem Kapitänsexamen um ihre Hand warb.

Wieder unterwarf der Erzähler sich in seiner Geschichte und hat den Thurmwart, ihm zu sagen, was er für die verzeigten drei Gläser Grog zu bezahlen habe. Dann erhob er sich, beglich seine Schuld und rüßelte sich — trotz des noch immer laut an die Scheiben klaffenden Regens zum Aufbruch.

„Und was ist aus den Weiden geworden?“ fragte einer der jungen Leute ihn voller Interesse. „Und ist die Geschichte wirklich wahr?“

„Wahr von Anfang bis zu Ende — mein Wort darauf! Was aus den Weiden geworden ist? Ein glückliches Ehepaar! Er lebt jetzt als Lootsenkommandeur in einer preussischen Küstenstadt. Fünf gesunde, liebeliche Kinder schmücken sein Haus. Momentan ist er, einer Gedächtnisangelegenheit wegen in seiner Vaterstadt Memel. Nun aber verzeihen Sie, meine Herren, wenn ich weitere Fragen nicht beantworten kann. Ich muß — trotz Regen und Sturm — den Heimweg antreten. Fragen Sie nur Ihre Eltern — die werden sich der Geschichte gar wohl erinnern — Sie selber waren zu jener Zeit wohl kaum auf der Welt. Nochmals die Versicherung, daß jedes Wort an der Sache wahr ist. Habe ich ja Alles selber erlebt! Nicht wahr, Sie haben es längst errathen, daß ich Robert Kräger, der Held meiner Geschichte bin? Nachdem ich die Ehre gehabt habe, mich Ihnen vorzustellen, wünsche ich Ihnen Allen gute Nacht und recht glückliche Heimkehr durch den aufgeweichten Wald!“

Ein erster Kuß.

Von Victor Blühagen.

Er war Küraff-Leutnant; hoch und breit, mit einem guten blühenden Gesichte, dem üblichen hübschen Schnurräucherchen auf der Oberlippe und strahlenden blauen Augen, deren Blick ausnahmsweise nicht schneidend hatte. Sie ein Fräulein von So und so; ein schlantes hübsches Mädchen, halb Randblume, so gesund und so einfach — halb Dame, so vornehm ruhig von Haltung.

Es war gelegentlich eines Wanders, daß sie sich kennen gelernt hatten. Er stand am Dampfer, dazu kommandirt, gerupfte Hühner zu braten. In Wahrheit verstand er keinen Deut davon, that einfach ein Huhn in die Pfanne und stellte es über das Feuer, worauf es umgehend verbrannte, zum Ergötzen einiger jungen Damen, die in schüchtern Entfernung zusahen. Die Damen lachten, er erröthete und schielte mit lachender Verlegenheit hinüber. Da war es, die sie ein Herz sagte. „Erlauben Sie, Herr Leutnant, so wird's nichts, geben Sie mir, bitte, die Wäutle da.“

„Ach, gnädiges Fräulein wollten die Güte haben — darf ich mich vorstellen: Mein Name ist...“ Die Brautfrage wurde glänzend zu Ende geführt, der Leutnant erfuhr ihren Namen und machte andern Tags Besuch auf „Papas“ Gute, um ein halbes Duzend Kameraden von der Infanterie schon ein paar Tage wie die Stöcker gelebt hatten. Jetzt hat er Urlaub und ist wieder auf „Papas“ Gute, der Jagd halber für ein

paar Wochen geladen — die Hasenjagd ist großartig dort und er angeblig ein leidenschaftlicher Jäger.

Er ist in Civil da, aber das Schadet ihm nicht. Das gnädige Fräulein Inge geht ihm offenbar nicht aus dem Wege. Er ist im Gegentheil überzeugt und zum Keufer entflohen... er hat da freies Feld, keinen Nebenbuhler, einen vielbeschäftigten, berben, aber gemüthlichen Wirth, eine wohlwollende Tante — die Mutter fehlt, ohne von ihm vermisse zu werden.

Natürlich ist das gnädige Fräulein einziges Kind und Erbschaft, aber dieses Schabet wiederum ihr nicht. Ein schöner, sonniger, Herbstnachmittag; an den Garten schließt ein kleiner, alter Park und unter den alten Bäumen spazieren er und sie. Der Kaffee ist eben eingenommen, Papa liegt halb schlafend auf seinem Ledersofa, jeden Augenblick in Gefahr, die Cigarette aus dem Munde zu verlieren, die Tante nickt im Lehnsstuhl. Die Jugend braucht keine Nachmittagsruhe.

„Ober doch?“ „Sind Sie schläfrig, Herr Leutnant?“ Sie sind ausnahmsweise wortarg, finde ich.“

„Im Gegentheil, gnädiges Fräulein“, sagte er gewunden munter. „Wach mit allen Sinnen. Ich habe mich nur einen Augenblick auf's Denken gelegt.“

„Warum denken Sie nicht laut?“ „Es giebt Gedanken, die etwas Heimliches an sich haben. Scheuen gewissermaßen vor dem Sonnenlicht!“

„Zum Beispiel...?“ „Aber ist das nicht ein Wagnis? Sie horcht, der Leutnant nicht. Sie stehen auf dem Kieswege, in spielenden Sonnenlichtern.“

„Um was? Weshalb bin ich hier? Um zu jagen? Nein, das ist eine Lüge; mache mir verdammt wenig aus der Jagd — Parbon! Fräulein Inge: Wollen Sie wissen, warum ich hier bin? Um Sie — um Sie — ich denke nichts als Sie — ich will nichts als Sie — bin ein unglücklicher Mensch ohne Sie...“

„Sie ist mit Blut übergossen...“ „Lächel, mit jenem geheimnißvollen Lächeln, das etwas Schmerzhaftes an sich hat — sie flüßt die Schirmpolze in den Kies und die ganze schlanke, süße Person hebt sich...“

„Küß!“ „Er breitet die Arme aus, der kleine Kopf legt sich in den Nacken und verlangt mit den schnellenden Lippen...“

„Büchlich sieht er stamm wie vor der Front, mit einem Ruck: „Ach, der Herr Leutnant mit Jse. Guten Tag, Herr Leutnant, guten Tag mein Schatz... eine Stippsilbe, wir sind auf dem Wege nach Kremzow, um zu sehen, ob Mutter und Kind sich wohl befinden. Beilich Euch, Mädchen!“

„Eine ältere Dame, zwei junge Mädchen vom Nachbargut. Sie haben den Wagen an Part halten lassen und sind ausgezogen, um zu überraschen. Er verbeugt sich lächel, sie hat keine Schwiegertochter, blag zu werden; die Augen suchen sich, nur mit einem Blick...“

„Sie gehen durch den Garten in's Haus, hüßlich, mit wechselfarber Laune. Die Tante opfert den Lehnsstuhl... nur Papa wird nicht gestört. Dann und wann ein Stutzer, ein Bild, eine Bewegung der Ungeduld; das spielt sich auf der Gartenterrasse ab, während die Weiden älteren Damen für sich sprechen, die jüngeren ausnehmend liebenswürdig zu der Freundin sind und den Leutnant meinen.“

„Endlich: „Himmel — Eka, Magda, es ist höchste Zeit, da ist ja mehr als eine Stunde herun...“ Nun, es ist wahrhaftig Zeit.“

„Der Wagen fährt ab, man winkt Grüße — die drei kehren treppauf zurück. Die Tante geht voraus. Der Leutnant haßt Jse's Hand, neigt das lachende, verlangende Gesicht hinüber...“

„Um Gotteswillen!“ haucht es mit einem strahlend-beforgten Seitenblick nach der Straße unten. „Nicht hier!“

Die Tante sucht sich im Gartenjalon eine Handarbeit. Jse ist im Zimmer weiter gegangen, der Leutnant ihr nach. Sie steht inmitten der Stube, ganz rothe Verwirrung... noch einen Blick zurück nach der geschlossenen Thüre und er breitet die Arme aus...“

„Endlich, meine süße Jse, meine...“ „Wum — wum — wum — wum — ein Groppler, so rasch, unheimlich dumpfe Schläge gegen die nach dem Korridor führende Thür, daß die idyllisch Ersehnte leichenblag mit einem unterdrückten Aufschrei aus den umschlingenden Armen bis zum Fenster hinfliegt.“

„Wum — wum — wum...“ „Was ist das?“

„Er zieht die Brauen zusammen und beißt sich auf die Lippen und geht festen Schrittes nach der Thür; ah, ein großer brauner Jagdhund liegt draußen in verzwiefeltem Kampfe mit dem blutgerigen Feinde, die er am Busen nährt; seine hüßigen Bewegungen haben die Thür mit jenem räthselhaften Wum — Wum — erschüttert, nun drängt er sich arglos in das Zimmer. Hier ist der Störenfried...“

„Ist belustigt — ein wenig gewonnen — der Offizier...“ er stört nicht

zweimal. Und jetzt soll keine Nacht der Erde...“

„Liebe Jse, wollest Du nicht so gut sein, mir das Garn zu halten?“ fragte die sanfte Stimme der glütigen Tante durch die knarrende Thür. „Ich wollte es um den Stuhl legen und weiden, aber es ist so verwirrt.“

„Heiliger Antonius von Padua!“ Der Leutnant wirft mit einem dumpfen Seufzer die Blide nach der Stubendecke... „Ah — ah erlauben gnädiges Fräulein, habe das oft gemacht, habe eine bemerkenswerthe Fertigkeit...“

„Er schüttelt noch zum Jammerroß den Kopf zu Jse hinüber, alsdann geht er zur Tante, um sich das Garn um die Arme legen zu lassen. Sie bleibt zurück, ihr hängt die Sache an vertrießlich zu werden; sie legt sich, nimmt ein Buch und beginnt zu blättern, während ihre Ohren das Gespräch im Nebenzimmer zu hassen suchen.“

„Wag er sehen, wie er zu seinem Kuß kommt!“

„Sie großt innerlich mit ihm, als sei er schuld an seinem — ihrem Mißgeschick. Er wagt drüber das Garn, redet mit Engelsgebuld, die Tante rußt und sticht durch, ist voll Dankbarkeit... fünf, zehn, fünfzehn Minuten... endlich geht's glatter; und jetzt: „So, nun darf ich mich wohl nach gnädigem Fräulein umsehen...“ scheint zu jähren, daß ich sie treulos verlassen.“ Er geht in das Nebenzimmer — Jse ist fort. Er klingelt die Thür zum nächsten Zimmer auf, leifer als die vorige, denn noch ein Zimmer weiter, da schließt Papa... wenn er noch schläft...“

„Aber da ist Jse, die Brauen zusammengezogen, und winkt ab: „Papa kommt!“ und schweigt doch auf den Behen näher, leise, ganz leise knarnt die Stieftreppen...“ Er überlegt nicht, ihm brennt das Herz voll loberndem Ungelude, zwei Schritt vor und er hat sie in den Armen und preßt sie fest, daß kein Entwinden möglich...“

„Ein altes Weib auf der Thurmspitze sag“ — naidlich, versteht sich; das ist der brödnene Bag vom Papa, zwei wuchtige Fußstritte und da steht er selber in der Thür, zunächst allerdings nur mit dem Rücken. „Friedrich, Du sollst mir die flinkende Hundstöße nicht in's Haus lassen...“

„Jse windet sich noch vergeblich in den umschlingenden Armen. Auf der Stirn des Leutenants steht das Roth leidenschaftlicher Erbitterung und um den gegenwärtigen Mund der feste Entschluß der Verzweiflung. Nun läßt ihr Überhalt nach, nun schließt sie die Augen und hält ergeben die süßen halb geöffneten Lippen hin... er läßt sie — er bleibt dabei — keine taufend Tausel hätten ihn jetzt von diesen Lippen fortgezogen.“

„Donnerwetter“, sagt der Amtmann, mit großen Augen an der Gruppe auf und niederfahrend. „Was zum Geier machen Sie denn da, Herr Leutnant...“

„...“ „Ich lässe, Herr Amtmann erlauben göttlich — drei Mal ist mir das Glas vom Munde weggeschlagen worden... der Mensch kann viel aushalten...“

„So? Wie lange treiben Sie denn das Geschäft schon?“

„Parole d'honneur, mein hochverehrter Herr Amtmann — es war der erste... und...“

„Ein gewissenhafter Advokat.“

Zwei Nottinghamer Spitzenfabrikanten, Bouille und Moore, führten im Jahre 1816 vor Gericht Prozeß gegen einander wegen angeblicher Patentverletzung. Der Fabrikant Heathcoat in Tiverton, der sich die Lieberzeugung verschafft hatte, daß die sogenannten „Erfindungen“ beider Streitparteien nur Abaränderungen der ihm selbst patentirten Bobbinetmaschine seien, engagierte nun einen jungen Rechtsgelehrten, Sir John Cowley (nachmals Lord Lyndhurst), um seine Erbinrechte gerichtlich darzutun und zu wahren.

Der geniale Advokat fand beim Durchlesen der Aktenstücke, daß er ohne Detailkenntnisse in der Maschinerie nicht erfolgreich plaidiren könne. Er reiste daher nach Nottingham, wo er als Lehrling am Bobbinetstuhl so lange verweilte, bis er im Stande war, ein Stück Bobbinet mit eigenen Händen anzufertigen und alle Einzelheiten der Maschine gründlich zu verstehen. Am Terminstage ward die Heathcoat'sche Maschine vor die Jury gebracht; Sir John Cowley setzte sich an den Wehstuhl und zeigte den Geschworenen, indem er eigenhändig ein Stück Zeug anfertigte, wie Bouille's und Moore's Präntationen eigentlich nur Nachahmungen des Heathcoat'schen Prinzipis seien. Heathcoat gewann den Prozeß. Auf 10,000 Pfund Sterling (200,000 Mark) beliefen sich die Prozeßkosten Heathcoat's und auf 400 Pfund Sterling oder 80,000 Mark jene der beiden Gegenparteien. Aber indem Heathcoat durch den Ausgang des Prozeßes berechtigt wurde, eine jährliche Rente von allen damals im Betriebe stehenden Maschinen seiner Art zu beziehen, wurden diese enormen Kosten auf das Reichthümlich wieder eingebracht, und der Klient des gewissenhaften Advokaten farb als Millionär.

Auch eine Vorstellung.

Junger Baharist (sich einer Dame auf dem Balle vorstellend): „Mein Fräulein, wir sind uns nicht so ganz unbekannt. Ich hatte erst gestern das Vergnügen, Ihrem Herrn Vater zwei Jahre auszusprechen.“

„Suchbare Drohung.“

„Hausherr (zu einem Bettler): „Machen Sie, daß Sie fortkommen, sonst...“

Bettler: „Nun, sonst?“

„Hausherr: „Nun, sonst kriegen's einen Pruten zu essen, den meine Frau selbst zubereitet hat.“